

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Das Haus Amiet
Autor: Widmer, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kläre? Ich werde mich freuen, von Zeit zu Zeit etwas von Ihnen zu hören. Und im übrigen wünsche ich Ihnen viele frohe Tage. Vergessen Sie! Das ist das Beste!"

Der Zug setzte sich in Bewegung. Sie nickte stumm und trüb, und in ihren Augen — perlten da nicht wieder zwei Tröpflein, die langsam über ihre zarten Wangen rollten?

Das Haus Amiet.

Mit neun Abbildungen*).

Goethesche Verse umwallen mich, wenn ich daran denke. Der „Sänger“ taucht auf und hebt das Glas an die Lippen und bringt den Dankspruch dar: Dreimal hochgelobtes Haus... Am liebsten möchte ich selbst der Sänger sein, um dem Bauherrn und dem Baumeister zugleich meinen Dank für den genußvollen Besuch da oben auf der Dschwand gebührend auszusprechen. Der Bauherr ist der Maler Cuno Amiet, der Baumeister Otto Ingold, dem der bernische Stilkub im Simmental eine köstliche Alpstube, Bern den Entwurf zu einem feinen Brunnen und mancherlei Innenräume verdankt und der neuerdings einem zweiten bedeutenden schweizerischen Künstler ein Heim bereitet, das in vielen Grundzügen an das Haus Amiet anklängt, aber selbstverständlich dem Wesen und Bedürfnis des neuen Auftraggebers plastisch genug Rechnung trägt.

Die Dschwand ist ein wahrhaft kleiner Ort von Bernerbauern, hoch über der Bahn zwischen Herzogenbuchsee und Burgdorf gelegen. Ein Waldring umgibt ihn gegen Norden hin. Aber den Alpen zu ist der Ausblick frei. Mitentzune fast erhebt sich unser Neubau. Die Lage war verführerisch, um ein Schloß vorzutäuschen. Aber Amiet und Ingold waren stärker, überwandten mühelos die Verjuchung und stellten einen Körper hin, der sich weder durch übermütige Formen noch durch pralle Farben über die Nachbarn erhebt. Ja, wenn man dem Haus sich nähert, so weiß man erst kaum, ob es 1900 oder 1909 oder wann eigentlich erstellt worden ist. Für 1900 ist es bereits zu geräumig, für 1909 fast matt. Ein prächtiger Nußbaum auf dem erhabenen Blase stärkt den gediegenen Charakter des Hauses noch. Man hat ihn mit Zug und mit Erfolg geschont. Kurz, wenn nicht der etwas villenartige Aufstieg von der hohlen Gasse treppan zur Haustür wäre, so würde niemand an etwas anderes denken als an ein vornehmes, ruhiges und behagliches Herrenbauernhaus, dessen Inhaber jedoch in ungehemmtem Umgang mit den übrigen Dschwandern lebt und dessen Frau wie die Bäuerinnen einen feurigen Flor in ihrem ureinfachen und maßvollen Garten

pflegt. Ja, dieser Garten, der tut viel, um die Sache noch viel heimlicher zu prägen. Denn näherem Zusehen ergibt sich, ganz mit Recht, denn doch, daß Ingold für einen Maler und nicht für einen Bauer, und zwar auch nicht für einen Maler durchschnittlichen Schilderns, sondern für einen der kräftigsten, wärmsten und in aller Gut delikatesten Künstler gebaut hat. Sommerhalle, Sonnenbad, orangerote Zimmer sind da, gewiß. Aber zugleich ruhige und luftige, laufstige und intime Gemächer. Amiet hat nichts Ausrufreijches an sich. Er ist ergriffener Beobachtung unauffälliger Schönheit und Form viel näher, als das gemeine Urteil will. Wer hier zweifelt, mag sich zu Solothurn nur in die unbefangene Weihe der „Abendpracht“, zu Narau in die Innerlichkeit der „Hoffnung“, zu Zürich endlich in jenes Damenbildnis des Kunsthauses hineinschauen, wo die junge Frau in der großen, markigen Vegetation mitten inne alles Modische verliert und in ihrem gesättigten Empfinden etwas wie die starke Seele und Form der Natur selber wird. So hat Ingold von sich aus und dank dem wohlthuenden

Haus Amiet. Speisezimmer.

und aufklärenden Verkehr mit dem ältern Künstler rasch gespürt, daß es einem Amiet nicht auf Prunk, sondern auf Festigkeit und bodenständiges Wohlgefühl ankam. In klaren festgefügteten Gliedern vertut sich dieser Bau und schaut jeder Himmelsgegend ehrlich und wahrhaft ins Gesicht. Wo alles wahr ist, braucht nichts verhüllt zu werden. Denn da hat jede Sache die gehörige, unauffällig-nötige, einfache Form, die im Ganzen bleibt.

Nichtsdestoweniger ist der Garten wirklich an sich und im Kontrast mit dem Hause fröhlich. Ingold-Amiet haben sich gesagt, oder auch einfach so gehandelt: Das Haus ist das Dauernde, das Blumen- und Gemüse-land in seinem Bunt das Vorübergehende. Also sei das Haus schlicht und graulich — denn brennen darf es doch nicht, wenn man drin wohnen soll — aber Kraut und Blüten mögen ihr luftigstes Konzert anstimmen. Und in der Tat, ich sah das Haus doppelt ruhig im

* Die Glisches sind zum Teil der „Schweiz. Bauzeitung“ entnommen.



Architekt Otto Ingold, Bern.

Haus Amiet. Wohnzimmer.



Architekt Otto Ingold, Bern.

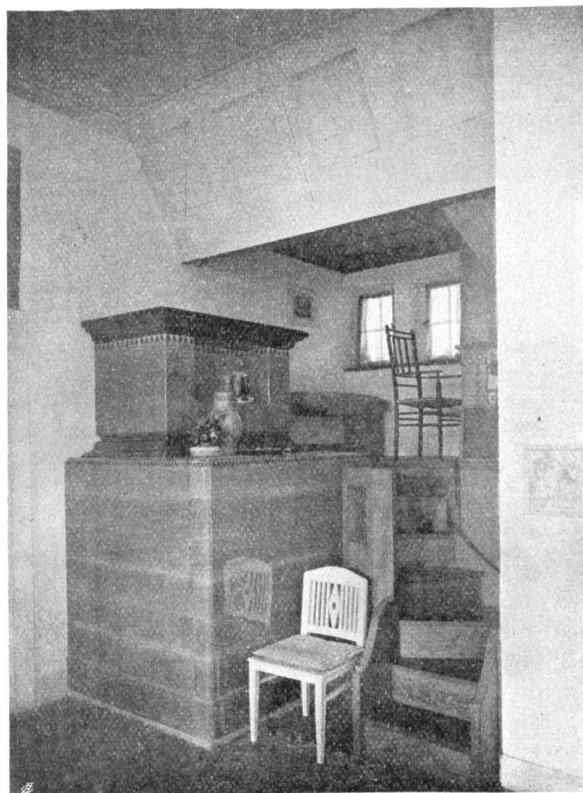
Haus Amiet. Wohn- und Speisezimmer.

Dpferbrand flammend roter, gelber, blauer, seit Jahrhunderten auf dem Dorf gehegter Lieblingspflanzen. In geordneten Heeren marschierte das Blumenvolk gegen die Front. Aber eine leichte Senkung, die vom Haus abfällt, hält sie von ihrem inbrünstigen Ansturm mit anmutiger Geste ab. Selbstverständlich, daß diese naive Pracht einem Amiet tausendfach Mugentweide und Goldmine ist!

Dies steinerne Bauernhaus, das zwischen dem rundbogigen Dachloß des Emmentals und dem aristokratischen Landstüb des achtzehnten Jahrhunderts die Mitte hält, aber zugleich fast unmerklich den freien Baugedanken unserer Zeit vertritt: so präsentiert es sich, wenn einer bergansteigt und rundum geht. Ich teile jene übertriebene Furcht vor dem schlimmen Einfluß der äußern Form durchaus nicht, die in einem allerdings begreiflichen Widerspruch gegen die Korsettbauart jüngst verwundener Jahrzehnte: „Von innen heraus!“ schrie. Solches Gezeter ist immer wieder jenem überreizten massenhysterischen Feldgeschrei mittelalterlicher Fanatiker gleichzuachten, das mit seinem „Gott will es“ in Glend und Unsinn trieb und die schönste Frucht der Kultur, das edle Maß und die Rücksicht auf die andern zwängerisch gefährdete. Gewiß wollen wir jenes Urprinzip des Hauses über alles schätzen, daß es ein Gegenstand des Gebrauches und nicht der eiteln Ausstellung sei. Aber es hieße eine wertvollste, ebenso urchte Anlage des menschlichen Genius ertöten, wenn wir auf die Pflege der einem zweckmäßiger Innern entquellenden äußern Form verzichten wollten. Güten wir uns vor beiden Extremen des so schweizerischen Manchesterstums, das den Kultus der Kaserne und des Cottage heraufbeschworen und schwachen Gemütern aufgedrängt hat. Die zwei Formen haben mit unserer Vergangenheit und unsern wirtschaftlichen Bedingungen gleich wenig zu tun. Aber dies äußerlich trotz aller Bändigung ornamentaler Gelüste, und gerade darum, so stattliche und wohlgegründete, so gar nicht vorlaute, sondern beherrschte Haus hat allerdings eine Verteidigungsrede gar nicht nötig. Es ist aus seiner Bestimmung heraus entwickelt. Innerlich und äußerlich ist es ein soziales Gebilde. Im Zentrum strebt eine Treppe empor, deren Steigung durch eine Folge aus der Bauzeit stammender

kurzweiliger Pastelle begleitet und überwunden wird. Der Flur unten leitet in Stube, Speisezimmer, Sommerhalle, Küche, Bad; ein türloser Gang erleichtert den Verkehr zwischen den meistbenutzten dieser Gemächer und erleichtert, wo alles freie Luft ist ringsum, noch seinerseits die Lüftung. Muffigkeit ist hier ein unbekanntes Gefühl. Das reiche Dunkelbraun des Speisezimmers wird vom grünen Sogfen schön durchschimmert, und in der Höhe ringsum lachen Amiets Gemälde. Unten ist man so ungebildet, auf die Gesellschaft hingewiesen, vertraulich frei; oben aber strömt natürliche und „künstlerische“ Helle genug herein, daß sich keine schlimmen Dünste setzen können. Und Ingold hat durch seine Möbel mitgeholfen, daß man gut und frisch bleibt; sie sind bequem,

ohne holländisch schwer und sybaritisch weich zu sein. Der Sinn des Lebens geht nicht darin unter. Und die Stube des Denkens und Lernens und Besinnens ist ihm nebenan zu gut geraten, als daß der Magen über die andern Glieder, das Haupt besonders, siegte. Diese Stube hat nun etwas Holländisches, nichts zwar im



Haus Amiet. Schreibede im Atelier.



Haus Amiet. Schlafzimmer der Eltern.

Sinn eines Ostade oder Brueghel oder gar des südlischen Jordans, sondern des vornehm beschaulichen und reinen Vermeer, mit den zartbehängten Fensterchen, den schmucken kleinen Lampen, dem weichen Weiß der Decke und der Wände. Und doch auch etwas, was soll ich sagen, Einheimisches, Appenzellerisches. So daß die Luft drin meerhaft und gebirgig zugleich, im edelsten und lebendigsten Sinn europäisch ist. Man spürt, daß sich da vieles anknüpft und vorbereitet. Denn Amiets heißes Herz ist bedeutender und weitgreifender Mitempfindung und Vorahnung fähig. Auch dies hat Ingold empfunden. So gar nicht ist Ingold Formkopist, so ganz Psycholog menschlicher Sehnsucht, und dann im Schöpferischen ihr Bewirklicher!

Das gesellschaftliche Dasein des Hauses ergeht sich zumeist

im untern Stock mit Halle und Garten. Im ersten folgen das Atelier und Schlafräume, zuoberst Fremdenzimmer. Das Atelier ist, nach dem Hinauf oder Herunter, der ruhende Pol des Hauses. Auch hier fällt mir, während ich das sage, wieder auf, wie sehr die meisten über Amiet sich täuschen. Sie glauben, er eile wie benommen jähen Eindrücken nach. So sehr schon sein jahrzehntelanges Leben in der Einsamkeit diese Meinung widerlegt, so tut es erst recht sein Verhältnis zwischen Natur und Werkstatt. Die unerschöpfliche Welt des Himmels und der Erde in ihrer unendlichen, immer irgendwo reifen Pracht, im Sommer und im Winter, ist seine Muse. Vor ihr wirkt er ihrer Schönheit Gewand. Aber das lockere Gebild geht seinem erlebnisfähigen und formfrommen Sinn in immer mächtigere, ursprünglichere Vorstellungen über. Und in der Werkstatt reißt ihm dann die zweite Schönheit, die der weissen Kunst, zu Erzeugnissen heran, in deren Tiefe die ersten Eingebungen sich wie Bergströme im See verlieren und vermischen. Und Symbole seines musischen Verarbeitens, Stadien eigener und fremder Arbeit, von Gogh so gut wie Hodler, schmücken auch den Raum, den ihm sein guter Geist befeelt, Frau Amiet, und wo die Freunde, ohne daß Amiet es zu ahnen braucht, in die Hintergründe seines Schaffens hineinschauen. Seitdem ist das Schlafzimmer, ein in großen Akzenten schmerzlich schöner Bilder erstrahlender, rauschend orangenroter Raum. Abschwellend, froh und gelind folgt das Kinderzimmer. Wo kann es Kindern wohlher sein als hier? Der Humorist Amiet war hier wandum am Werk. Und anmutig sind auch die Fremdenzimmer, deren eines dem Gast als selbständigem Menschen ein Studierplätzchen mit Ausblick zum Hochgebirg und in die grünen, goldbeschieneenen Matten und Kornfelder hinaus gewährt, deren anderes ein eigentliches Schlafzimmer ist.

Das Haus hat Heiterkeit und mutet wie der gute Wille selber an. Ich fühle mich immer besser darin. Gewiß tut das anregende Bewußtsein, in der Nähe einer seltenen Schaffenskraft zu atmen, das meiste dazu. Aber der Widerspruch bleibt mäuschenstill, der oft die Bedeutung einer eigenartigen Persönlichkeit durch einen Blick auf ihr Gehäuse völlig aufhebt. Der verständnisvolle Geist des Baumeisters wird dann sympathisch gegenwärtig, ohne sich, so wenig wie im Bauwerk, irgendwo vorzubringen. Und man sagt sich: Auch du machtest am Ende bessere Figur, wenn er dich einpakte. Dann schämt man sich dieses Irrtums wieder und denkt: Nein, zunächst mußt du dir diesen Vorzug und seine Mitarbeit erst recht verdienen, wie dieser andere, dieser Amiet es schon seit zwanzig Jahren getan hat! Und man steigt in Nietwil ein, fährt ab und setzt sich zunftstrotzend ans Werk.

Dr. Johannes Widmer, Lausanne.

Ein Schweizerischer „Dichterbund“

in den 1820^{er} Jahren.

Nachdruck verboten.

Die deutsche Literaturgeschichte weiß von vielen „Dichterbünden“ zu berichten. Einer scheint ihr entgangen zu sein. Und diesen gerade möchten wir auffuchen. Er hatte seinen Sitz weder in einer Universitätsstadt wie Halle oder Göttingen, noch gar in Leipzig, dem ehemals tonangebenden literarischen Zentrum. Er blühte in ländlicher Stille. Am grünen Abhang des sich oberhalb Horgen erhebenden, nach dem Sihltal abfallenden Höhenzuges liegt das kleine zürcherische Bergdorf Hirzel. Von da schweift der Blick nach den sich ringsherum anmutig gruppierenden Hügeln, von denen manch schimmerndes Kirchlein freundlich herübergrüßt, und bald wird das Auge durch die schneeigen Bergriesen, bald durch die lieblichen Gestade des Zürichsees oder den waldigen Frieden des Sihltals gefesselt. Das Dörflein selbst besteht aus einigen sich um Kirche und Pfarrhaus scharenden, unter Obstbäumen halb versteckten Bauernhäusern, dem stattlichen „Doktorhaus“ und vielen zerstreut liegenden Gehöften.

Hier war's, wo sich Ende des Jahres 1826 drei poesiebegeisterte junge Männer zu einem bescheidenen Bunde zusammentaten, indem sie sich vornahmen, einander von Zeit zu Zeit die Erzeugnisse ihrer Muse zur Besprechung und Kritik vorzulesen. Der eigentliche Stifter dieser kleinen Vereinigung war ein gewisser J. Jak. Bär aus Kappel, dessen Vater die dortige dem Staate gehörende Meierei verwaltete. Er scheint ein talentvoller, von großem Wissensdrang befeelter junger Lehrer gewesen zu sein. Da er besonders der dramatischen Poesie zugehört war, führte er bei seinen zwei Bundesgenossen den Namen „Mattiker“, diese, Pfarrer Eslinger von Kappel und Pfarrer Sal. Tobler von Hirzel, vertraten die andern Hauptgattungen der Poesie, indem sich ersterer „Lyri“, letzterer, der sich mit einem Epos trug, „Pöcker“ nannte.

Die literarischen Zusammenkünfte nahmen ihren Anfang. Es dauerte aber nicht lange, so wirkte das Dichten in hohem Grade ansteckend auf die Angehörigen und Hausgenossen unserer